

## **Wie überlebe ich meine Karriere: Überlegungen zur Psychologie der Wissenschaftlerin**

Liebe Damen und Herren,

Ich möchte heute diesen Vortrag so anfangen, wie die Frauen die Vorträge immer anfangen und wie wir ihnen immer beibringen, dass sie niemals anfangen sollen: mit einer Entschuldigung. Wenn Sie diesen Titel betrachten, könnte man meinen, ich sei Psychologin und würde jetzt meinen Freud und Konsorten auspacken für einen wissenschaftlichen Psychologievortrag. Ich bin aber englische Literaturwissenschaftlerin und habe daher offiziell von Psychologie keine Ahnung. Ich habe offiziell auch von Soziologie keine Ahnung, werde aber im Verlauf dieses Vortrags immer wieder schamlos bei den Soziologen zum Wildern gehen. Am Ende, das verspreche ich, bricht dann aber die Literaturwissenschaftlerin noch durch, davon habe ich ja eine Ahnung, zumindest offiziell.

Wenn wir schon dabei sind: obwohl ich mich sehr über diese Einladung gefreut habe und geradezu beglückt bin, hier zu sein, wäre es mir in gewisser Weise auch lieber, wenn ich heute nicht hier wäre. Denn die Situation an meiner eigenen Institution, der Universität, in den kritischen Blick zu nehmen ist ein bisschen so als wäre man im Bauch des Walfischs gelandet und wollte dann dort auch noch anfangen mit Feuerwerkskörpern zu hantieren. Zum Glück bin ich mit diesem Unbehagen nicht allein, sondern befinde mich in ausgezeichnete Gesellschaft, zum Beispiel der des berühmten französischen Soziologen Pierre Bourdieu. Der steigt in seine grundlegende Studie zum 'Homo Academicus' nur ein mit allen Zeichen der autorialen Panik.<sup>1</sup> Und das werde ich jetzt auch tun, mutig erbebend, wenn es so etwas geben kann.

### **Die Schere**

Ich werde im folgenden zunächst darstellen, wie das Ding 'Universität' aus dem Blick der Geschlechter aussieht, dann werde ich darlegen, was dieses Ding für Frauen bedeutet, wie es sich auf sie auswirkt und was man momentan für die Geschlechtergerechtigkeit tun kann. Am Schluss müssen Sie mir dann in den Bereich der Analogiebildung, der Märchen, Mythen und der Metaphorik folgen, wie es sich für eine Literaturwissenschaftlerin gehört

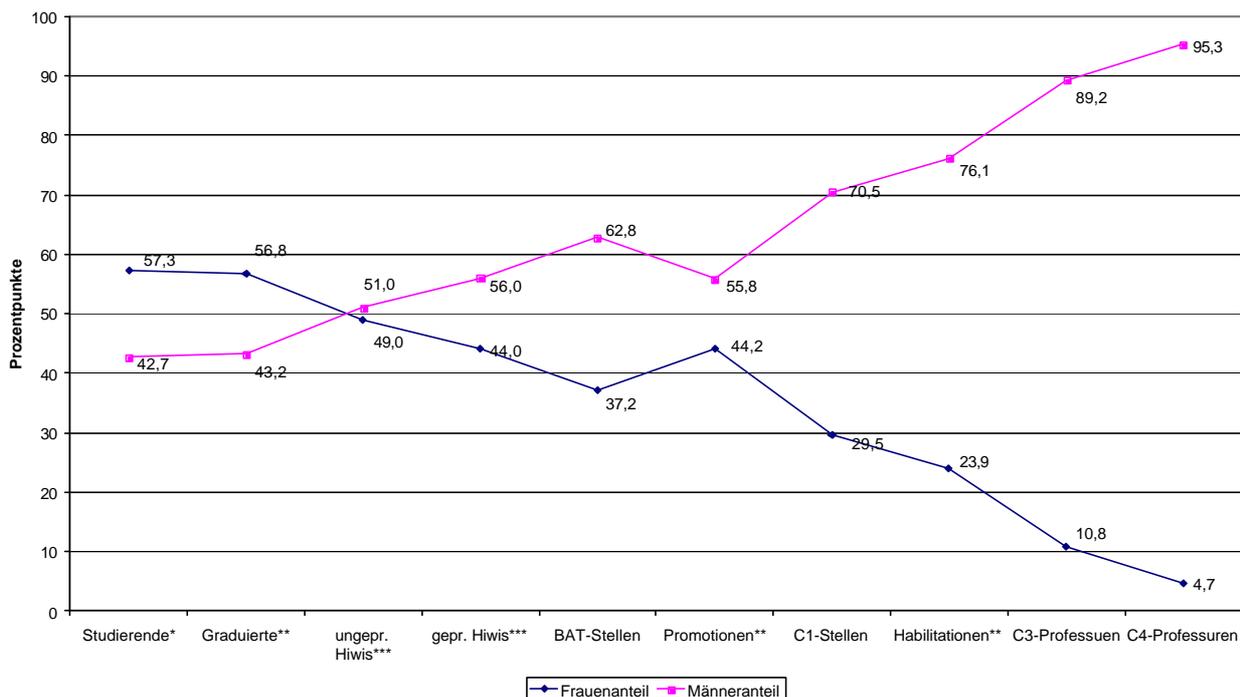
Bleiben wir zunächst bei Bourdieu: sein 'Homo Academicus', der von ihm in seinen institutionellen Verankerungen an der französischen Universität der 70er Jahre gezeigt wird, ist nämlich ein eigenes Wesen: nicht etwa der akademische 'Mensch', auch nicht der akademische

---

<sup>1</sup> Bourdieu spricht mir also voll aus dem Herzen, wenn er feststellt: „Angesichts dieser Herausforderung, eine Welt zu untersuchen, an die man durch vielfältige, gleichermaßen intellektuelle wie ‚weltliche‘ Bindungen und

Homo, damit es keine Missverständnisse gibt: es ist der akademische Mann.<sup>2</sup> In Bourdieus Studie geistern Frauen nämlich lediglich am Rande als kaum sichtbare, vernachlässigbare, nur schattenhaft existierende Märchenwesen herum. Seither hat sich einiges geändert, aber allzu glücklich kann man noch nicht sein:

**Vergleich der Frauen- und Männeranteile in den verschiedenen Stadien der wissenschaftlichen Laufbahn 2004**  
(\* Fallzahlen; \*\* Daten von 2003; \*\*\* Daten von 2001)



Diese Statistik spricht eine deutliche, eine überdeutliche Sprache. Ich meine hier nicht einmal primär die Tatsache, dass die Auseinanderentwicklung des Frauen- und Männeranteils drastisch zunimmt je höher man in der Universitätshierarchie nach oben steigt. Ich meine vielmehr die Frage, *wann genau* diese Entwicklung eintritt: sie tritt nämlich genau dort zum ersten Mal in Erscheinung, wo man mit den an der Universität erworbenen Fähigkeiten zum ersten Mal Geld verdienen kann, sei der Betrag auch noch so gering. So hat die Universität Tübingen zwar einen Studentinnenanteil von über 50%, aber bereits bei den ungeprüften Hilfskräften liegen die

---

Investitionen geknüpft ist, lässt sich zunächst an gar nichts anderes denken als an Flucht.“ Pierre Bourdieu, *Homo Academicus*, übers. Bernd Schwibs (1988 ; Frankfurt Suhrkamp, 1992), S. 38

<sup>2</sup> Vgl. z.B. die Statistik zur sozialen Struktur der Sorbonne, die insgesamt 6% Frauen – und damit 94% Männer – registriert (davon keine Frauen in der Medizin, die damit auf einen Männeranteil von 100% stolz sein kann). Was man aus der Tatsache machen soll, dass an dieser Universität ein akademischer Mensch offensichtlich fast zwangsläufig ein verheirateter Mensch ist, überlasse ich der geeigneten Leserin, dem geeigneten Leser. Vgl., Bourdieu, S. 94.

Männer etwas über 50%. Bei den geprüften Hilfskräften (die schließlich schon etwas mehr verdienen) öffnet sich die Schere noch weiter und ab da geht es, was die Frauen betrifft, rasant bergab (und für die Männer bergauf). Der einzige Ort, an dem diese Entwicklung noch einmal kurz gebremst wird, ist die Anzahl der Promotionen, und das ist auch keine Überraschung: denn die Promotion kann man, wenn man will, ‚an der Universität vorbei‘ betreiben. Man sieht also an dieser Zahl, dass viele Frauen sehr wohl eine weiterführende akademische Karriere in Angriff nehmen, dass sie dies aber in wesentlich höherem Maße als ihre männlichen Kollegen ohne eine Verankerung im Stellenhaushalt der Universität tun müssen. Durch eine Promotion aber, die an der Universität vorbei erfolgen muss, ohne Stelle, ohne Geld, ohne Vernetzungsmöglichkeiten, sind die neugebackenen Doktorinnen deutlich schlechter positioniert als ihre männlichen Konkurrenten, und somit kann nichts wirklich dem massenhaften, sich scheinbar von Geisterhand vollziehenden, Verschwinden der Frauen aus der Universität im Wege stehen.

### **Schwundstufe Frau**

Was bedeutet eine solche Statistik für die Frauen, die in den Wissenschaftsbetrieb einsteigen möchten, wenn man diese Verhältnisse bedenkt und gleichzeitig die allgemeingesellschaftlichen Bedingungen beachtet? Ich denke, man muss kein Rechengenie und auch kein Vertreter der Gestaltpsychologie sein, um zu erkennen, dass die Frauen sich in einer extremen Minderheit befinden, in einer extrem sichtbaren noch dazu. Jeder kann auf den ersten Blick erkennen, wie viele Frauen sich in einem Raum befinden, da hat er noch gar nicht registriert, wer die Männer alle sind. Dazu kommt noch die Tatsache, dass das Merkmal ‚weiblich‘ in der Gesellschaft weiterhin dazu genutzt wird, eine Differenzkategorie zu erstellen, die die männliche Norm vom Devianten abgrenzt und sie so als Norm etabliert. Ich möchte mich hier an dieser Stelle nicht verkämpfen und den Beweis antreten, dass das stimmt, vielleicht können wir nachher ja noch darüber sprechen, wenn Bedarf besteht. Diese Setzung des Männlichen als Norm bewirkt jedenfalls, dass die Gesellschaft sich ihrer Werte und Normen tendenziell nicht etwa dadurch versichert, dass sie die scheinbare Norm ‚Mann‘, diskutiert, sondern indem sie in einem beständigen Positionsabgleich die scheinbare ‚Natur‘ der Frau reguliert, dereguliert, diskutiert, zum Ort ihrer Einschreibungen macht. Die ‚Frau‘ wird dadurch zu einem Superzeichen, über das sich eine Gesellschaft über sich selbst verständigt, und zwar *kontrovers* verständigt. Das ist ein derartig mächtiger Prozess, dass auch die Frauen ihn verinnerlicht haben. Wenn also zum Beispiel Alice Schwarzer und Verona Feldbusch sich öffentlich darüber streiten, wie man als Frau zu sein hat, dann ist dies nichts weiter als die Fortsetzung eines Diskussionsprozesses,

durch den sich die Gesellschaft ihrer selbst versichert. Dies ist übrigens ein Problem, das den Feminismus in den letzten 200 Jahren wie ein Gespenst verfolgt hat und wie es scheint auch weiter verfolgen wird. Man könnte sich jedenfalls kaum vorstellen, dass es etwa Gerhard Schröder und Edmund Stoiber in den Sinn käme, sich in einer Talkshow einen Schlagabtausch darüber zu liefern, wer der bessere Mann ist. Schließlich sind die beiden, als Mitglieder einer unmarkierten Kategorie, nicht primär Männer, sondern Menschen und in diesem Fall Politiker. Frauen dagegen, so könnte man meinen, sind potentiell zunächst immer zuerst Frauen und dann Menschen. Sie sind die Repräsentanten einer überdeterminierten Kategorie. Ich kann Ihnen aus eigener Erfahrung sagen: ich bin irgendwann in meinem Leben jahre- wenn nicht jahrzehnte lang der irrigen Ansicht gewesen, ich wäre ein Mensch. Die Universität, das muss man für sie sagen, hat mich zur ‚Frau‘ gemacht, es ist auch für mich kaum noch zu übersehen.

Dieser überdeterminierte und jederzeit instrumentalisierbare Charakter der Kategorie ‚Frau‘ verstärkt sich natürlich exponentiell je weniger Frauen sich tatsächlich in einer Struktur aufhalten, d.h. je mehr die Frauen auch noch real als normwidrige Erscheinungen sichtbar werden. Für diesen Fall hat der Soziologe Erving Goffman in seiner Studie zum Phänomen der Stigmatisierung sozialer Gruppen, *Stigma: Notes on the Management of Spoiled Identity*, eine wie ich finde inspirierende Vorlage geliefert.<sup>3</sup> Goffman versteht unter einem Stigma einen sozialen Markierungsprozess, durch den Individuen von der vollen sozialen Akzeptanz ausgeschlossen werden, „discredited“ ist sein Wort (S. 3-4 und „Preface“). Er widmet sich dabei der Frage, wie sich die Macht der Definitionen, durch die ein Stigma entsteht und gefestigt wird, auf das Selbstbild, die Aktionsmöglichkeiten und die soziale Verankerung der Stigmatisierten auswirkt. Das heißt also, was die gruppenpsychologischen Deformationen sind, die durch Stigmatisierungsprozesse produziert werden. Dabei geht er von drei Hauptgruppen von Mitspielern aus: die ‚Normalen‘ – er nennt sie die *normals* – die natürlich nicht tatsächlich ‚normal‘ sind, sondern sich eben als normal definieren in Abgrenzung zu den Stigmaträgern; die Stigmaträger selbst; diejenigen, von denen sich Stigmaträger Hilfe erhoffen können. Diese letzteren sind wieder aufgeteilt in diejenigen, die selbst das Stigma tragen, es aber geschafft haben, sich über diese Behinderung zu erheben. Wenn wir also zum Beispiel einen blinden Bundeskanzler hätten, wäre er so eine Vorbildfigur für blinde Menschen; oder wenn wir Professorinnen haben, wirken diese als Vorzeigemodelle für andere Frauen. Diese Menschen sind selbst einer Überdeterminierung als ‚Zeichen‘ ausgesetzt, da sie eine

---

<sup>3</sup> Erving Goffman, *Stigma: Notes on the Management of Spoiled Identity* (New York: Simon & Schuster, 1963). Hilfreich für mich war auch eine weitere soziologische Studie zum Phänomen der Stigmatisierung auf dem Arbeitsmarkt: Bettina Heintz et als., *Ungleich unter Gleichen: Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes* (Frankfurt: Campus Verlag, 1997).

Projektionsfläche bieten für die Wünsche anderer Stigmaträger, aber auch für die Ängste der ‚normals‘. Die andere Gruppe sind diejenigen, die zwar selbst nicht das Stigma tragen, sich aber mit der entsprechenden Gruppe verbunden fühlen, sich dort auskennen und dort akzeptiert sind (Goffman nennt sie die ‚Eingeweihten‘, „The Wise“). Goffman kümmert sich hauptsächlich um stigmatisierte Minderheiten wie etwa geistig oder körperlich Behinderte, Kriminelle, Homosexuelle, Opfer rassistischer Vorurteile, ethnische Minderheiten.<sup>4</sup> Frauen erscheinen bei ihm als ‚normals‘, es sei denn sie hätten sich in eine Männerdomäne begeben. Dort sind sie auch bei ihm als mit dem Stigma der Weiblichkeit behaftet (S.14).

Der Katalog der von Goffman gemachten Beobachtungen darüber, wie sich diese verschiedenen Gruppen untereinander und miteinander verhalten, liest sich jedenfalls wie eine Einführung in die Verhaltensweisen, denen wir Frauen in der akademischen Welt begegnen und die wir selbst produzieren. Ich werde mich hier zunächst nur auf die Gruppe der Stigmaträger beziehen. Laut Goffman besteht für stigmatisierte Menschen durch den allgegenwärtigen Blick und die definatorische Macht der ‚normals‘ die Hauptgefahr darin, dass man kaum umhin kann, diesen Prozess an sich selbst wahrzunehmen und bis zu einem gewissen Grad zu internalisieren. Dies ist aber eine extrem unangenehme Position: dieser Mensch wird also alles versuchen, seine ‚spoiled identity‘, seine ‚verdorbene, verpfuschte Identität‘ zu retten. Denn die Vorstellung, dass man *als Mensch, der man ist*, von Haus aus diskreditiert – und jederzeit diskreditierbar – sein könnte, ist psychologisch nur schwer zu ertragen und mit schwierigen Scham- und Minderwertigkeitserlebnissen besetzt.<sup>5</sup> Ein solcher Mensch kann zum Beispiel versuchen, sich so weit als möglich unter den ‚normals‘ unsichtbar zu machen, als normal zu gelten (in der angelsächsischen Diskussion wäre dies das viel diskutierte Phänomen des *passing*). Ich kann also als Frau an der Universität versuchen, erst gar keine Aufmerksamkeit auf mich zu lenken, indem ich mich nie zu Wort melde und auch sonst so tue als wäre ich nicht hier (womit ich natürlich paradoxerweise auch schon wieder ein Geschlechterstereotyp bestätigt hätte). Ich kann aber auch versuchen, die Männer so weit zu imitieren, dass ich als quasi-Mann durchgehen kann, und so hoffen, dass ich als Frau unsichtbar werde – da dies häufig zu einer überzogenen Performanz führt, kann dies zum Phänomen der ‚Überanpassung‘ führen. Das Problem damit ist, dass es nicht von mir alleine abhängt, ob das klappt, denn ich kann natürlich unabhängig von meinem Verhalten jederzeit als Frau geoutet werden, ohne dass

---

<sup>4</sup> Es sei ausdrücklich darauf hingewiesen, dass die so aufgeführten Menschengruppen weder von Goffman noch von mir als gegeneinander austauschbar verstanden werden. Sie verbindet aber die soziale Einschreibung, die ihnen in verschiedenem Grad die Markierung des diskreditierten oder diskreditierbaren Menschen zuschreibt.

<sup>5</sup> Fast alle der hier angebotenen Verhaltensweisen sind Goffmans erstem Kapitel entnommen. Aber auch die weiteren von ihm gemachten Beobachtungen lassen sich hervorragend auf akademische Frauen anwenden.

ich mich dagegen wehren könnte. Ich kann aber auch versuchen, mich selbst und die anderen davon zu überzeugen, dass es die Stigmatisierung (und damit auch meine Diskreditierung) nicht gibt, d. h. ich ignoriere sie, stelle mich ‚blind‘, streite ihre Existenz ab, und so weiter. Dann kann es allerdings sein, dass ich mich unbewusst bemühe, Umfeldler zu meiden, in denen ich allzu unsanft auf die Realität der Stigmatisierung aufmerksam gemacht werde. Also im ungünstigsten Fall: wenn die Welt der Universität mich ausschließt, weil ich sowieso erst seit 100 Jahren als Möglichkeit in ihr existiere, dann stelle ich *nicht* fest, dass ich hier diskreditiert bin, sondern ich will halt von der bösen wissenschaftlichen Karriere, die bekanntlich nicht glücklich macht, erst gar nichts wissen. Ich frage mich, wie viele Hochbegabte – gerade die Hochbegabten, die vielleicht mit Zurücksetzungen eher schlechter umgehen können – wir durch solche Mechanismen verlieren.

Wenn die eigene Unsichtbarmachung oder die Ignorierung der Realität nicht mein Ding ist, kann ich versuchen, die Berechtigung der Stigmatisierung, der ich unterworfen bin, zu hinterfragen. In diese Richtung gehen die Bemühungen der feministischen Wissenschaften und Wissenschaftskritiken. Hier allerdings besteht die Gefahr, dass das System im Normalfall ja die Existenz dieser Stigmatisierungsprozesse abstreiten wird. Niemand wird schließlich fröhlichen Gemüts zugeben wollen, dass er ein begeisterter Stigmatisierer anderer ist („Ich stigmatisiere gerne“ – „Ach, und was machen Sie am Wochenende?“): im Gegenteil, die Inhalte und Auswirkungen des Stigmatisierungsprozesses werden dem, der davon profitiert, als ‚natürlich‘ erscheinen. In dem Fall wird das System also versuchen, mich als hysterische Emanze auszuschalten – und ich hätte zudem wieder ein Geschlechterstereotyp bestätigt, ein anderes eben als bei meinen Versuchen, mein Stigma zu verbergen.

Aber auch mein Verhältnis zu anderen Frauen kann von diesem sozialen Problem bestimmt sein. Goffman verbringt viel Zeit damit, wie es zu erklären ist, dass sich verschiedene Mitglieder einer stigmatisierten Gruppe gegeneinander wenden. Dies tritt ein, wenn zum Beispiel Afroamerikaner sich gegenseitig ein ‚falsches‘ Verhalten als ‚typisch‘ und peinlich ‚schwarz‘ vorwerfen; oder ein behinderter Mensch empfindlich darauf reagiert, wenn ein anderer behinderter Mensch durch ein im negativen Sinn als typisch empfundenen Verhalten Aufmerksamkeit erregt. Oder wenn bei einem Berufungsvortrag eine Kandidatin sich schlecht präsentiert hat und ich vor Scham in den Boden sinken möchte, weil sie eine ‚typische‘ Frau ist. Oder wenn Akademikerinnen negativ darauf reagieren, wenn andere Akademikerinnen Kinder bekommen. Oder wenn Akademikerinnen sich gegen andere Akademikerinnen wenden, die zu ‚feministisch‘ oder ‚nicht feministisch genug‘ sind, anstatt sich mit dem System zu beschäftigen, das diese Einschreibungen und ihre Diskurse und Gegendiskurse produziert.

Auch wie die 'normals' einem begegnen ist davon betroffen, denn die 'normals' werden sich in Gegenwart der Stigmatisierten häufig unwohl fühlen. Sie können zum Beispiel so tun, als hätten sie einen nicht gesehen, als wäre man gar nicht da (ist Ihnen das schon mal passiert, dass mehrere Männer sich in Ihrer Gegenwart miteinander unterhalten haben über etwas, das Sie betrifft, ohne Ihre Anwesenheit zur Kenntnis genommen zu haben?). Oder sie werden zur Überkompensierung neigen. Goffman hat sehr schöne Beispiele wie Afroamerikaner, die mit Weißen zusammenkommen, immer wieder ungefragt mit für sie kaum nachvollziehbaren Unschuldsbeteuerungen überschüttet werden. Ich habe nichts gegen Schwarze, mein Kindermädchen war schwarz und daher weiß ich das genau, außerdem war ich zur Zeit des Bürgerkriegs außer Landes, und so weiter. Als Frauenbeauftragte habe ich die Erfahrung gemacht, dass ich eigentlich nur irgendwo herumstehen muss und als Gesprächseröffnung fangen Kollegen an, mir zu erzählen, wie schrecklich sie die Gleichstellungsstatistik finden und was sie nicht schon alles unternommen haben, dass es besser wird, aber leider alles ohne Erfolg. Sie hatten sogar schon einmal eine Doktorandin, aber dann ist die schwanger geworden und musste (!) aufhören. Etc. etc. etc.

Schade, dass ich das alles hier nicht weiterverfolgen kann, das wäre schon selbst eine Studie wert – ich kann sie nur wärmstens an Goffman verweisen: es ist ein ernüchternder Spaß, die Beobachtungen, die er z. B. am Selbstbild von Kriminellen gemacht hat, auf sich selbst und seine Umgebung anzuwenden. Aber es sollte klar geworden sein, dass wenn die Situation der Frau an der Universität die einer sichtbaren Minderheit und noch dazu einer mit einem Stigma behafteten Minderheit ist, dies selbst eine nicht unerhebliche Abschreckung für Frauen sein muss. Denn an der Universität kann man die eigene Stigmatisierung kaum übersehen. Wenn ich Lehrerin werde, wird mein Selbstwertgefühl jedenfalls weniger unter Druck gesetzt, ich kann mich ja vielleicht sogar der Illusion hingeben, dass ich keiner stigmatisierten Gruppe angehöre, dass ich ein 'normal' bin, dass also alles in Ordnung ist.

### **Der homosoziale Verein**

Ich habe bisher darüber gesprochen, wie sich für Frauen eine Welt präsentiert, in der sie eine sichtbare und immens mit Ballast vorbelastete Minderheit sind. Diese Situation wäre die gleiche für alle Institutionen, zu denen Frauen unter diesen statistischen Bedingungen hinzustoßen. Nun möchte ich dazu übergehen, zu beleuchten, wie die Universität selbst als Institution funktioniert und was dies für Frauen bedeuten kann. Ich möchte also der Frage nachgehen, was unsere deprimierende Statistik, die im übrigen seit 10 Jahren annähernd gleich aussieht, für Gründe hat jenseits der reinen Tatsache, dass sie als solche eine gewisse

Abschreckung bewirken mag. Ich möchte das Problem einmal so formulieren: Mangelnde Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Dabei müssen Sie mich aber richtig verstehen. Ich sehe die Tatsache, dass es für einen Akademiker beinahe unmöglich ist, eine Familie zu betreuen und gleichzeitig seinem Beruf nachzugehen, nicht als Ursache für ein Familienproblem an der Universität, sondern als Symptom. Als Symptom für die ideologische Befindlichkeit der Universität, die da sagt: Du sollst keine anderen Interessen neben mir haben. Und daher macht das auch gar nichts, wenn Fakultätsratsitzungen am Mittwoch Abend von 8 bis 10 stattfinden, wenn Du während des Semesters unter 10 bis 14 Stunden nicht mehr nach Hause kommst, wenn eines unserer wichtigsten Auswahlkriterien (und darauf solltest Du auch noch stolz sein) ist, ob Du unbeschränkt zeitlich verfügbar, ‚belastbar‘ bist. Verfügbar für die Uni, versteht sich. Gleichzeitig – sonst wäre dieser Zustand nämlich schon lange abgeschafft – wird diese berufliche Vollvereinnahmung und der Ausschluss von außerberuflichen Verpflichtungen gestützt durch allgemeingesellschaftliche Befindlichkeiten, die einerseits eine Mütterideologie pflegen, die direkt aus den 50er Jahren (oder noch früher und dunkler) auf uns lastet, während sie andererseits dem Mann die Freude an und Fähigkeit zur Versorgung seiner Kinder jenseits des Broterwerbs nahezu unmöglich macht. Wir haben es also an der Universität mit einer Struktur zu tun, die auf allen Ebenen den Menschen als ‚Mann‘ definiert und zwar als ‚Mann‘ innerhalb eines sozialen Kontextes, der den Mann zumindest in der Theorie als von der Familie und ihren Bedürfnissen abtrennbar betrachtet. Man könnte sagen, dass in unserem Zusammenhang die Forderung der virtuellen Anhangslosigkeit eines der Definitionskriterien der ‚Männlichkeit‘ eines Akademikers oder umgekehrt der ‚Akademikerhaftigkeit‘ eines Menschen darstellt.

Kein Wunder also, dass unter den Frauen, die sich in den letzten zehn Jahren als Akademikerinnen qualifiziert haben, immer weniger Frauen Kinder haben: 1991 waren es nach einer Statistik des Kölner Instituts der deutschen Wirtschaft im Westen 31 Prozent, 2001 hingegen 42 Prozent Wissenschaftlerinnen, die keine Kinder hatten. 1991 waren es insgesamt knapp über 50 Prozent, die keine oder nur ein Kind hatten; 2001 sind es 64 Prozent.<sup>6</sup>

Wir haben es also an der Universität mit einer institutionellen Struktur zu tun, die historisch überhaupt erst seit etwa hundert Jahren Frauen in ihren Mauern zulässt. Davor war dies über Jahrhunderte hinweg ein reiner homosozialer Männerverband, in dem alle, aber auch wirklich alle, Positionen wie selbstverständlich von Männern besetzt waren. Auch nach der Jahrhundertwende, als Frauen zum Studium zugelassen waren, hat sich strukturell nicht viel verändert. Die Arbeitsstrukturen an der Universität speisen sich nach wie vor aus dem Modell

der Hausfrauenehe, nach dem die Partnerin (gelegentlich auch der Partner) dem Menschen, der an der Uni arbeitet, den Rücken frei hält. Ich brauche Ihnen sicher nicht zu sagen, dass dieses Modell auch für zahlreiche männliche Kollegen kaum mehr ihrer gelebten Realität entspricht. Diese Ausrichtung der Universität bedeutet gleichzeitig, dass die Werte, die historisch und kulturell der Kultur der Frauen zugerechnet werden, der Universität als vernachlässigbar, vielleicht sogar suspekt erscheinen.

Wie funktioniert nun aber ein Verband, in dem nominell und dem Selbstverständnis nach die Geschlechter gleichgestellt sind, während de facto aber die Werte betont werden, die in unserer Kultur als 'männlich' bewertet werden? Wir haben es hier mit etwas zu tun, das den Strukturen einer feudalen Patronatshierarchie, nicht unähnlich ist, das aus einer Ansammlung von akademischen quasi-Hofgesellschaften besteht.<sup>7</sup> Ina Schabert sieht an der Universität das Modell eines ‚benevolenten Patriarchats‘ als offen ausgesprochenes Selbstbild weiterhin so präsent, dass es die Gesamtstruktur der *Gender Studies* in der Anglistik bestimmt.<sup>8</sup> Der Erfurter Finanzsoziologe Helge Peukert spricht noch 2003 besorgt von den „vormodernen Strukturen im Hochschulbetrieb“: „Als vormodern seien Strukturen aufgefasst, in denen Entscheidungen auf der Ebene personaler face-to-face Interaktionen, Bekanntschaften und Beziehungen erfolgen. Die Wahl des Häuptlings bei den Azande, oder des Tauschpartners im südlichen Afrika und die Berufungspraxis von Hochschullehrern entspricht diesem personalen Modus, den noch Aristoteles für den einzig natürlichen für eine Polisgesellschaft hielt.“<sup>9</sup> Ich brauche wohl nicht darauf hinzuweisen, dass der griechische Gedanke der Polis genau darauf abzielte, die 'Demokratie' unter den 'Freien' (und nur unter diesen!) zu gestalten und dass Frauen, Sklaven und andere Ausländer bei diesem Spiel nicht mitspielen sollten.

Natürlich muss man mit solchen Vergleichen vorsichtig sein und ich möchte nicht, dass Sie jetzt in die Welt hinauslaufen und sagen, ich hätte gesagt, an der Uni ginge es zu wie am Hof Heinrichs des Achten. Dagegen spricht bereits, dass ich bis jetzt meinen Kopf noch auf meinen Schultern habe, eine Sache, die bei Heinrichs Höflingen schnell einmal anders aussehen konnte. Und im Gegensatz zu Benvenuto Cellini etwa habe ich in Verfolgung meiner Laufbahn bisher auch noch niemanden ermordet. Aber eine gewisse Ähnlichkeit bleibt, wenn man – sicher mit einem gewissen Schmunzeln, aber doch nicht ganz unernst – die Systeme der gegenseitigen Unterstützung und Behinderung, der Seilschaften und Interessengruppen, der Faktionen und

---

<sup>6</sup> Zitiert aus: *Forschung und Lehre* 12/2003, S. 640.

<sup>7</sup> S. z.B. Bourdieu, 173 und 194-6

<sup>8</sup> Ina Schabert, "No Room of One's Own: Women's Studies in English Departments in Germany," *PMLA* 119 (2004): 69-79.

<sup>9</sup> Helge Peukert, "Der Überraschungseffekt fehlt: Warum nicht lösen? Ein Vorschlag gegen Fehlschaltungen im Berufungsverfahren", *Forschung und Lehre* 12/2003, S. 658-9.

Patronatsgefüge, der Lehrer-Schüler Dynastien an der Universität versteht vor dem Hintergrund der aristokratischen Hofgesellschaften. Man denke an die Benimmbücher der Renaissance, etwa an Baldassare Castigliones Handreichung für den Höfling, oder eben auch Cellinis autobiographische Ausführungen. Auch Machiavelli lesen könnte manchmal vielleicht nicht schaden. Besonders empfehlenswert ist auch Francis Bacon, zum Beispiel sein Essay zur Kunst der Verstellung, „Of Simulation and Dissimulation“.

Nun muss ein quasi-höfisches Patronatswesen nicht an sich schon gleichbedeutend mit einer Benachteiligung von Frauen sein. Im Gegenteil: wäre die Universität mit ihrer Jahrhunderte langen Geschichte die Nachfolgerin der Nonnenklöster (und damit einer Tradition weiblicher homosozialer Verbundenheiten), könnte man von einer sehr günstigen Ausgangssituation für Frauen ausgehen. In dem Fall würden wir Frauen uns in diesem System wahrscheinlich ausgesprochen wohl fühlen und absolut nichts daran ändern wollen – und heute spräche vielleicht ein Männerbeauftragter zu Ihnen. Allerdings entstehen Patronageverhältnisse, politische Freundschaften und Bündnisse, Lehrer-und-Schüler Symbiosen durch komplizierte Anerkennungs- und Wiedererkennungsprozesse: das heißt, tendenziell züchtet sich der Lehrer den Schüler nach seinem Ebenbild heran, wird ein Bündnispartner den anderen durch eingespielte Verfahren in gemeinsam vereinbarten und gegenseitig verstandenen Kommunikations- und Handlungsstrukturen an sich binden oder sich von ihm absetzen wollen. Wir haben es mit einer Auswahl der Selbstgleichen zu tun. Es sind diese Strukturen, die aus einer Jahrhunderte alten männlich homosozial und patriarchalisch orientierten Tradition kommend auf das ausgerichtet sind, was man historisch als eine Kultur der akademischen Männlichkeit bezeichnen kann, unabhängig davon ob die einzelnen Spieler, die zu einem gegebenen Zeitpunkt daran teilnehmen, mit männlichen oder weiblichen Körpern gesegnet sind. Und deshalb ist es für diese Institution bisher auch unerheblich, dass Menschen Kinder in die Welt setzen wollen, für die sie sich auch jenseits des reinen Einkommenserwerbs verantwortlich fühlen möchten.

### **Wie die Buben werden**

Was kann man also tun? Momentan sehe ich wenige Chancen, an dieser Situation etwas schnell und grundlegend zu ändern, schon deshalb nicht, weil sich diese Gewohnheiten von einer handvoll Menschen, die mit weiblichen Körpern und vielleicht gelegentlich auch mit den Werten von Frauen ausgestattet sind, nicht ernsthaft unterwandern lassen.<sup>10</sup> Dementsprechend

---

<sup>10</sup> Es ist bezeichnend, dass Ina Schabert in ihrem erleuchtenden utopischen Entwurf zu einer Universität der Frauen im Jahr 2103 davon ausgehen muss, dass die Universitätslaufbahn erst durch wirtschaftliche Einbrüche

sind die momentanen Bemühungen der Gleichstellungseinrichtungen auch darauf ausgerichtet, Frauen *innerhalb* dieser Struktur das Leben zu erleichtern, ihnen mit Goffman so weit als möglich ein Auftreten als ‘normals’ zu ermöglichen. Mentoring Programme sollen die Bildung von eigenen Patronageverhältnissen begünstigen, sowohl zwischen hierarchisch gleichgestellten Frauen – und auch Männern – als auch zwischen Lehrerinnen und Schülerinnen, Gönnerinnen und Günstlingen (Günstlinginnen?). Eine kontinuierliche Öffentlichkeitsarbeit soll innerhalb der Universität darauf hinwirken, dass auch männliche Kollegen sich für akademische Frauen interessieren und ihnen Chancen einräumen, dass sie sie also als gleichartig genug und damit als förderungswürdig wahrnehmen. An manchen Universitäten setzt sich langsam die Einsicht durch, dass man Akademikerinnen und Akademikern mit Kindern das für einen Forscher wertvollste Geschenk macht, wenn man ihnen Kinderbetreuungsplätze zur Verfügung stellt: ein Geschenk, das wichtiger ist als neue Computer und Hilfskraftstunden, nämlich des Forschers höchstes Gut, *Zeit*. Stipendien sind (noch) darauf ausgerichtet, zu verhindern, dass die Frauen durch Kinderpausen aus dem Rennen geworfen werden und sollen weiterhin dafür sorgen, dass Frauen trotz institutioneller Benachteiligung, die sich etwa darin ausdrücken kann, dass sie vorübergehend keine Nachwuchsstelle an der Universität bekommen haben, die nächste Stufe der Leiter erklimmen können. Rhetorik-Seminare, Berufungs- und Bewerbungstraining und ähnliches sollen dafür sorgen, dass sich die Frauen in diesem System optimal zu präsentieren lernen, sie bieten gewissermaßen eine Art postmoderne Variante von Castigliones Ratschlägen für Höflinge. All dies – und das muss man deutlich sagen – hat ausschließlich den Zweck, die Frauen innerhalb des existierenden Systems zu positionieren, nicht es zu verändern.

Das ganze entbehrt nicht einer gewissen traurigen Ironie, denn was wir sicherstellen wollen ist, dass die Frauen lernen, sich in diesem System als ‘Männer’ zu bewegen. In einer beim Bayerischen Fernsehen ausgestrahlten Diskussionsrunde hat Ihre eigene Frauenbeauftragte, Ulla Mitzdorf, es wie ich meine nicht ohne eine gewisse Melancholie so auf den Punkt gebracht:

Die meisten Frauen, die in die Sprechstunde kommen, meinen, mit guter wissenschaftlicher Arbeit könnten sie alles erreichen. Die wissenschaftliche Arbeit wär’s, was primär zählt. Die Frauen verstehen zum Großteil noch nicht, dass sie in diese Netzwerke reinkommen und in ihnen agieren müssen [...] [nach einer IBM-Studie] machen bei der Besetzung von Positionen 60% die Beziehungen aus. 30% macht das Auftreten aus und 10% die Leistung. Das müssen die Frauen lernen. Die Buben, die

---

für Männer uninteressant geworden sein muss, bevor sich in ihr Frauen durchsetzen können mit alternativen Forschungs- und Lehrmodellen. S. Ina Schabert, “Zweitausendeinhundertdrei: Festrede anlässlich der Veranstaltung ‘Einhundert Jahre akademische Bildung von Frauen in Bayern’“, *UniPress: Zeitschrift der Universität Augsburg*, Januar 2004, S. 24-27.

Männer wissen's aus irgendwelchen Gründen von selber. [...] Die Frauen müssen sich eine zeitlang bis sich in unserer Gesellschaft größer was zum Positiven für beide geändert hat, müssen sie eine zeitlang den Männern abschauen, wie sie Karriere machen und müssen das leider imitieren.<sup>11</sup>

Das ganze scheint sich auf den ersten Blick wieder nach einem neuen Defizit anzuhören, etwas was die Frauen ganz schnell nachlernen müssen, weil das, was sie in ihrer eigenen Sozialisation gelernt haben, offensichtlich nichts wert ist. Aber dieser Zustand ist weder für die Frauen noch für die Weiterentwicklung der Universität erstrebenswert, sondern momentan leider der vielversprechendste pragmatisch gangbare Weg. Angesichts dieser Situation kann es aber auch nicht verwundern, wenn Frauen immer wieder aussteigen, wenn sie sagen: mit mir nicht, wenn sie sich eine andere Aktionsbühne suchen für ihre Talente. Es muss nämlich nicht so gesehen werden, dass die Frauen wieder einmal nicht begriffen haben, wie's geht und sich das jetzt von den rundherum besser ausgestatteten Männern zeigen lassen müssen. Es kann auch sein, dass ein Mensch – sei er nun Mann oder Frau – ganz grundlegende und prinzipielle Bedenken gegen dieses System hat und deshalb nicht einsteigen will. Mein persönlicher Verdacht ist, dass der Verlust gerade dieser Menschen für die Universität sehr schädlich ist, denn solche ‚Verweigerer‘ sind nicht unbedingt die am wenigsten Begabten. Im Gegenteil: Das sind diejenigen, die unter Umständen für die Universität und die Wissenschaft das größte Potential an kreativem Veränderungswillen, an skeptischer Intelligenz und an unverstellter Klarsicht bringen könnten.

Ich bin der Ansicht, dass sich vor diesem Hintergrund auch die vielen Beobachtungen deuten lassen, die mir immer wieder zugetragen werden seit ich Frauenbeauftragte meiner Universität bin. Sie alle laufen darauf hinaus: entweder die Frauen kann man nicht brauchen, sie stellen sich ‚falsch‘ an, oder – das ist die häufigere Variante – sie wollen gar nicht zu uns, man versteht nicht warum. Man muss das mit Vorsicht genießen, weil sich dahinter auch ein guter Teil Selbstentlastung versteckt. Wie wir gesehen haben, wenn wir den Anstieg des Frauenanteils bei den Promotionen betrachten, würden viele Frauen schon wollen, wenn man sie ließe. Aber ganz von der Hand zu weisen ist das nicht. Eine Kollegin zum Beispiel sagt im inoffiziellen Kreis – nur damit Sie sehen, dass die Skeptiker nicht nur unter den Männern zu suchen sind – dass sie ihre Assistentenstellen immer mit Männern besetzt, Frauen seien ‚schwierig‘, Männer dagegen pflegeleicht. Was sie damit meint, ist das folgende: Frauen machen Ansprüche geltend; Männer ordnen sich klaglos unter und lassen sich alles aufbürden. Ein Kollege sagt mir, die Frauen wären wissenschaftlich sehr interessant, weil sie

---

<sup>11</sup> *Karrieren und Barrieren: 100 Jahre Frauen in den Wissenschaften* (Bayerisches Fernsehen 2003)

faszinierende eher randständige aber dafür lebensorientierte Themen erforschen würden, sie würden dann aber abwandern, weil sie einen Blick auf diese Institution werfen, deren Nichtigkeit erkennen, und sich dann etwas menschlich Lohnenderem zuwenden. Dieser Kollege hat daraus nicht den Schluss gezogen, dass die Universität und die uneinsichtigeren Männer und Frauen, die in ihr arbeiten wollen, auf diesen Befund, wenn er zutrifft, wahrlich nicht stolz sein können. Ein anderer Kollege beobachtet in seinem Fachbereich, dass die Frauen 'einfach konsequenter' seien. Männer und Frauen hätten die gleichen Probleme. Die Männer würden allerdings kräftig Fluchen und dann wieder antreten, während die Frauen eher Konsequenzen ziehen und sagen: so nicht; ohne mich.

Was stört diese Frauen, die dann die Konsequenz ziehen und sich von der Uni verabschieden? Darüber kann nur spekuliert werden. Aber ich würde einmal annehmen, dass es genau die Dinge sind, die zu akzeptieren Männer eher sozial konditioniert sind. Das sind, in voller Blüte hoffentlich nur im ungünstigsten Einzelfall: die Bereitschaft und Fähigkeit, sich in strategische Unterordnungsverhältnisse zu begeben und dann dort durchzuhalten, komme was wolle; die Bereitschaft, dem Berufsziel alles andere unterzuordnen; die Bereitschaft, aus strategischen Gründen Verbindungen zu pflegen, möge dies im Einzelfall noch so unangenehm oder erniedrigend sein; kurz, die Bereitschaft, sich nie 'schwierig' zu geben, jedenfalls nicht solange man es sich nicht leisten kann.<sup>12</sup> Man sollte nun meinen, dass Frauen kulturell hierfür geradezu ideal geeignet sind: Unterordnung, Abhängigkeit, strukturelle Unmündigkeit, das ist ja schließlich ihr historisches Erbe. Aber hier scheint mir gerade der Unterschied zu liegen, denn die kulturell verfügbaren Mythen und Paradigmen für diesen Zustand sind für Männer und Frauen radikal verschieden: Für Männer sind solche Phasen der Systemanpassung immer temporär gedacht und sind mit dem vergleichbar, was der Anthropologe Victor Turner als Phasen der sozialen Umkehrungen und Randerfahrungen untersucht hat, als 'liminale' und 'marginale' Phasen, oder als Zeiten der 'strukturellen Minderwertigkeit', die für einen Entwicklungsprozess notwendig sind.<sup>13</sup> Man begibt sich zum Beispiel in eine Position der Machtlosigkeit, um dann von dort aus wieder aufzusteigen – als ein anderer, bereicherter, geläuterter, veränderter, gewachsener, erfahrener, Mensch. Sie alle kennen die Märchen, in denen der Held eine Anzahl von Wanderjahren als Mensch der untersten Schicht verbringen muss, sich für niedere Dienste als Schweinehirt etwa verdingen muss, um dann am Ende vom

---

<sup>12</sup> Bourdieu verbringt viel Energie damit, diese Unterordnungsmechanismen – und die strukturell ebenso formalisierten Ausbruchmöglichkeiten -- zu beleuchten. Vgl. z.B. S. 194-197.

<sup>13</sup> Vgl. z.B. Victor Turner, *The Ritual Process: Structure and Anti-Structure* (Ithaca: Cornell UP, 1969), S. 128.

König das halbe Königreich zu bekommen und die Königstochter dazu, an der man die rituelle Erniedrigung dann wieder wettmachen kann. Unsere kulturellen Mythen – und die ganz konkreten sozialen Signale aus den jeweiligen Umfeldern – sagen also dem Mann, dass es nichts wichtigeres gibt, als durchzuhalten und dass am Ende die Belohnung wartet. Für Frauen gibt es solche Märchen kaum: ihres sind Aschenputtelgeschichten, in denen ihre Erniedrigung zunächst strukturell stabil ist und sie von dort bestenfalls durch den Prinzen gerettet werden können, der natürlich auf ihre überirdische Schönheit reagiert und nicht etwa auf ihre Willenskraft, ihre Intelligenz, ihren Witz, oder ihre Fähigkeit Drittmittel einzuwerben – und der ihnen logischerweise auch nicht das halbe Königreich überschreibt. Für sie ist also diese Zeit der Knechtschaft nicht tatsächlich eine Umkehrung, sie ist auch keine Grenzerfahrung, sondern der Status Quo, dem sie eigentlich entfliehen wollen. Sogar im Märchen von ‚Frau Holle,‘ das ja vielleicht eine Geschichte davon sein könnte, wie eine Frau auszieht, damit aus ihr etwas wird, lernt man Betten machen und darf – und jetzt kommt’s – nach erbrachter Leistung wieder NACH HAUSE gehen. Im goldenen Gewand, zwar, verschönt und mit Mitgift ausgestattet, aber eben doch wieder zu hause.

Historisch ist diese Situation eine angemessene Zustandsbeschreibung für viele, wenn nicht die meisten Frauen, die ihr Fortkommen nur auf dem Heiratsmarkt suchen konnten. Man könnte darüber diskutieren, inwiefern und für wen dies auch heute noch zutrifft, doch das soll uns heute hier nicht beschäftigen. Vielmehr kommt es mir hier darauf an, zu zeigen, was historisch die Reaktion der Frauen war, die sich in das Aschenputtel-Schicksal nicht fügen wollten. Die englische Feministin Mary Astell hat hierzu schon zum Ende des 17. Jahrhunderts zwei Ratschläge: man kann sich entziehen (sie rät dazu, im Zweifelsfall lieber nicht zu heiraten und will Geld einwerben für ein Frauenkolleg, in dem unverheiratete Frauen zusammen lernen, studieren und arbeiten können). Wenn man sich nicht entziehen kann und der Institution der Ehe (und der Macht des Ehemannes) ausgeliefert ist, so sagt sie, muss man sich fügen. Aber man kann versuchen, einen Kern des eigenen Ichs von dieser konkreten sozialen Situation abzutrennen und sich im Ertragen des Status Quo in stoischer Ruhe zu üben. Auch dies ist letztlich eine Teilverweigerung, eine Art innere Emigration, die dafür sorgen soll, dass die Frau diese Unterordnung psychisch überleben kann.<sup>14</sup> Und in der Tat werden im 18. Jahrhundert

---

<sup>14</sup> Mary Astells Schriften sind zum Glück wieder zugänglich: *A Serious Proposal to the Ladies I and II (1694 and 1697)*, Hg. Patricia Springborg (London: Pickering and Chatto, 1997); *Political Writings*, Hg. Patricia Springborg (Cambridge: Cambridge UP, 1996). Schon früher auf den Markt kam die Auswahl *First English Feminist: "Reflections upon Marriage" and Other Writings*, Hg. Bridget Hill (Aldershot: Gower, 1986). Inzwischen ist eine Selektion auch in deutscher Übersetzung zu haben: Mary Astell, *Reflexionen und Vorschläge*, übers. Petra Altschuh-Riederer (Aachen: Ein-Fach-Verlag, 2000).

die Risiken und Vorzüge der stoischen Philosophie von Frauen intensiv reflektiert und diskutiert.<sup>15</sup> Astell formuliert dies (mit Gottes Hilfe) so:

'Tis certainly no Arrogance in a Woman to conclude, that she was made for the service of God, and that this is her End. Because God made all Things for Himself, and a Rational Mind is too noble a Being to be Made for the Sake and Service of any Creature. The Service she at any time becomes obliged to pay to a Man, is only a Business by the Bye. Just as it may be any Man's Business and Duty to keep Hogs; he was not made for this, but if he hires himself out to such Employment, he ought conscientiously to perform it.<sup>16</sup>

Das alles heißt: zum kulturellen Gedächtnis der Frauen gehört der Verdacht, dass Abhängigkeitsverhältnisse schnell in die Nähe einer Art von Dauerknechtschaft oder gar Prostitution rücken, bei der einer anschafft und die andere pariert. Die historisch ererbten Bewältigungsstrategien sind: Verweigerung oder stoische Akzeptanz und innere Immigration. Es gehört nicht zu ihrem kulturellen Gedächtnis, dass Phasen der Machtlosigkeit und Abhängigkeit Bewährungsproben sind, nach denen man das Königreich erbt (und dann anderen die gleichen Bewährungsproben auferlegen kann). Wenn einer der Auswege angesichts einer als übermächtig empfundenen sozialen Realität historisch die Verweigerung ist (also ein Verhalten, das Frauen den Ausstieg aus der Universität attraktiv macht), so kann man sich vielleicht auch ein Vorbild an dem anderen Lösungsweg nehmen, den unsere Ur- Ur- Ur- Großmütter gefunden haben: man sollte nicht aus den Augen verlieren, dass die Arbeit nicht die Identität ausmacht, dass man – um bei Mary Astell zu bleiben – mit ihr nicht verheiratet, ja sie ein „business by the Bye“ ist. Wenn die Frauen also an unserem historischen Zeitpunkt lernen müssen, ein Stück weit die Gepflogenheiten dieser ‚männlichen‘ Kultur anzunehmen, muss dies keine arrangierte Stausehe sein, die erst im Tod ein Ende finden wird. Vielmehr kann es eine strategische Brücke sein, nach deren Überquerung man auch wieder anders weiterlaufen kann. Allerdings, und das muss auch gesagt werden: Ich möchte diesen Rat nicht ewig geben müssen, sondern ich hoffe, dass irgendwann der historische Moment gekommen sein wird, von dem Frau Mitzdorf spricht, an dem sich in unserer Gesellschaft etwas zum Positiven für beide Geschlechter

---

<sup>15</sup> In England ist es eine Frau, die Epiktets „praktischen“ (und von seiner Perspektive als Sklave bestimmten) Stoizismus ins Englische übersetzt: Elizabeth Carter (1717-1806), *All the Works of Epictetus* (1758).

<sup>16</sup> Mary Astell, „Preface“ zu *Some Reflections upon Marriage* (1700) in *Political Writings*, hg. Patricia Springborg (Cambridge: Cambridge UP, 1996), S. 11. „Es ist sicher keine Zeichen von Arroganz, wenn eine Frau zu dem Schluss kommt, dass sie erschaffen wurde, um Gott zu dienen und dass dies ihre Bestimmung ist. Denn Gott machte alle Dinge für sich selbst und ein rationaler Verstand ist ein viel zu edles Wesen als dass man es erschaffen hätte, damit es anderen Geschöpfen diene. Der Dienst, den sie zu irgend einer Zeit einem Mann leisten muss, ist nur ein Geschäft nebenher. Genau so wie es das Geschäft und die Pflicht eines Mannes sein kann, Schweine zu hüten. Er wurde nicht dafür erschaffen, aber wenn er sich für eine solche Arbeit verdingt, dann muss er sie auch gewissenhaft ausführen.“ (Meine Übersetzung).

geändert hat. Die Frage ist nur, wie soll man sich diesen anderen Zustand vorstellen? Was müsste geschehen, damit ich zu Frauen, die an die Uni wollen, nicht sagen muss: ihr müsst jetzt schnell lernen, wie die Männer das machen?

Hier kann ich zumindest etwas zu bedenken geben, das uns Hoffnung machen kann. Bisher habe ich von der Universität als Abstraktion gesprochen und habe sie damit als nahezu monolithisches Ganzes dargestellt. Ich habe Kräfte und Stimmen innerhalb der Universität ignoriert, die vielleicht wie ich auch ein anderes Funktionieren dieser Institution erträumen. Es sind nämlich nicht nur – und nicht immer – Frauen, die die Dinge gerne anders sehen würden. Ich kenne viele männliche Kollegen, die auch lieber an einer *anderen* Universität mitarbeiten würden. Das heißt, wie wir hier arbeiten wollen, ist zwar tendenziell aber nicht grundsätzlich nach Geschlechtern getrennt, so dass wir es mit zwei sich auch überlappenden Phänomenen zu tun haben: einerseits die Frauen, die zu uns kommen und den Status der vollen Anerkennung anstreben und andererseits die Männer und Frauen, die sich kreativ um andere Arbeitsbedingungen kümmern möchten. Es wird zu sehen sein, wie diese Gruppen in Zukunft konvergieren werden. Man sollte sich dabei vor Augen führen, dass wir erst seit relativ kurzer Zeit überhaupt eine Kultur haben, in der Männer und Frauen in kollegialer Weise miteinander sprechen. Der Sozialhistoriker Theodore Zeldin hat ein ungewöhnliches und inspirierendes Buch geschrieben, eine *Intimate History of Humanity*, wo er sich Gedanken macht über solch interessante Fragen wie zum Beispiel: „Warum Männer und Frauen nur sehr langsam gelernt haben, miteinander interessante Gespräche zu führen“.<sup>17</sup> Er führt diese Entwicklung, die sich historisch in unserer Kultur nur sehr zögerlich durchsetzt, auf die Gesprächs- und Freundschaftskulturen des 18. Jahrhunderts und davor der höfischen Renaissance zurück. Das, scheint mir, ist noch gar nicht so lange her. Vor einiger Zeit hat mich die Politologin Barbara Holland-Cunz mit der Aufforderung konfrontiert, dass wir uns wieder über die Möglichkeiten, Traditionen und das reformatorische Potential der Freundschaft Gedanken machen sollten. Ich kann das nur unterstreichen: wir brauchen eine Kultur der kollegialen Freundschaft. Nicht die der Interessensfreundschaften, der Seilschaften, der Exklusivklubs, die wir ja schon haben, sondern eine Kultur des gegenseitigen Respekts und der gegenseitigen Verantwortung, in der wir uns bemühen, uns gegenseitig zuzuhören als Wissenschaftler und als Menschen und uns in unserer spezifischen Eigenart, was auch immer diese Eigenart sei, gegenseitig wahrzunehmen und vielleicht auch etwas Spaß aneinander zu haben. Das, scheint mir, ist ein Horizont, auf den es sich jedenfalls lohnt, zuzuarbeiten.

---

<sup>17</sup> Theodore Zeldin, *An Intimate History of Humanity* (1994; London: Minerva, 1995), S. 22-42.

Und es macht auch guten *business sense*, es wenigstens zu versuchen, denn das predigen uns die Wirtschaftstheoretiker: Das Geheimnis des Erfolgs sind nicht steile Hierarchien, in denen die Menschen in ihrer Kreativität und ihren Fähigkeiten eher behindert als gefördert werden. Vielmehr müsste man auf ein Umfeld zuarbeiten, in dem sich Menschen in ihrer Vielfalt mit all ihren verschiedenen Talenten und Fähigkeiten als Menschen einbringen können, ein Ort, an dem daher auch das Geschlecht endlich jegliche Bedeutung verlieren würde, weil es keinen Zeichencharakter mehr zugeschrieben bekäme. Die Menschen an der Universität wären also nicht Männer und Frauen, Alte und Junge, Fremde und Eigene, Dicke und Dünne, oder was Ihnen sonst noch an Stereotypen einfallen mögen, sondern: einfach verschieden. Denn die Verschiedenheit der Beteiligten, neudeutsch auch *diversity* genannt, ist es, was der Zusammenarbeit die Würze verleiht und dem Betrieb ein erfolgreiches Arbeiten ermöglicht. Was eine moderne Universität braucht, ist nicht eine Monokultur, eine Kultur des Gleichen also, ein Rübenacker, sondern vielleicht einen Mischwald (auf den Wald werde ich gleich noch zurückkommen) mit verschiedensten Bäumen, Sträuchern, Gräsern, und den Lebewesen, die sich dort wohlfühlen, eine Kultur des Verschiedenen also. Denn auf Dauer wird auch die Universität nicht schadlos auskommen ohne die Fähigkeiten und Einsichten, das Wissen und die Erfahrung, die derzeit mit der Kultur der Frauen verbunden sind und die momentan als weitgehend irrelevant erscheinen. Im Gegenteil: die Universität braucht Kämpfernaturen und Beschwichtiger, Ehrgeizige und Aufopferungsbereite, schweigsame Denker und Kommunikationstalente, Ordnungstalente und solche, die nur im Chaos denken können. Ob das im einzelnen Männer oder Frauen sind, wäre dabei zweitrangig.

Sie merken schon, das wird gefährlich schwärmerisch und in der Tat kann man mit Hilfe der momentan existierenden Realität diese Vision nur sehr begrenzt überhaupt andenken. Zum Glück, dachte ich, haben wir ja die Literatur, die uns vielleicht helfen kann, so lange zu überleben, bis wir dieser Vision einen Schritt näher gekommen sind. So habe ich mich in der Literaturgeschichte auf die Suche gemacht, ob es nicht doch ein Märchen gibt, das auch den Frauen das Überleben schmackhaft macht. Ich habe eine sehr verschüttete Geschichte gefunden, so verschüttet, dass ich sie – Sie werden es merken – hier und dort editorisch behandeln musste, um den Originaltext herzustellen, wie die Literaturwissenschaftler es eben tun.

*Es war einmal eine junge Frau, die hatte alles, was zu einer jungen Frau gehört und das richtige Gewand hatte sie auch: weiße Strümpfchen, Lacklederschühchen, ein rotes Röckchen mit Mieder und einen feschen roten Umhang. Die Frau hieß – Sie erraten es! – Rotkäppchen. Eines Tages nun wurde es dem Rotkäppchen zu Hause zu langweilig und sie*

wollte in die große Welt hinaus. Gerüchteweise hatte sie von einem gigantischen Wunderwald gehört, der sich gleich bei ihr um die Ecke befinden sollte. Es war dies kein gewöhnlicher Wald, sondern ein Wald aus abertausenden von Büchern und ebenso vielen rätselhaften Versuchsanordnungen mit Knöpfen zum Drücken, Schiebern zum Schieben, Bunsenbrennern zum Bunsenbrennen. So eine Art Mischung aus Staatsbibliothek und Deutsches Museum, wo man alle Experimente selber machen konnte und an alle Bücher selber hinlaufen konnte. Mama und Papa machten sich große Sorgen und sagten: „Pass aber auf, bleib nicht zu lange dort und schon gar nicht über Nacht, denn dieser Wald ist nichts für kleine Rotkäppchen – und für Blaukäppchen und Gelbkäppchen und Lilakäppchen auch nicht: da treibt nämlich der böse Wolf sein Unwesen.“

Rotkäppchen ließ sich aber nicht aufhalten, sie hielt den bösen Wolf sowieso für ein Märchen, und weil sie nicht wusste, dass sie selber eine Figur in einem Märchen ist, machte sie sich frohen Mutes auf, um die Schätze des Wunderwalds zu erkunden. Und in der Tat: hier war alles, was das Herz begehrt. Jahrelang trieb sie sich dort herum, schaute in alle Bücher, drehte an allen Knöpfen. Wenn sie anderen Bewohnern des Waldes begegnete, dann grüßte sie freundlich, tauschte sich mit ihnen aus und ging mit ihnen auch schon einmal auf ein Bier. Da waren paradiesvogelige Menschen von exquisiter Schönheit, giraffenartige, die mit ihren langen Hälsen auch noch an die obersten Bücherbaumzweige drankamen, eselsähnliche, die sich schier unglaubliche Lasten aufbürden konnten. Einige waren eher schafsähnlich und waren stets nur im Rudel zu sehen, bewacht von einem großen Wolfshund, der dafür sorgte, dass sie sich nicht in unerwünschte Ecken verliefen. Dazwischen huschte manchmal eine waffentragende junge Frau im grünen Gewande hin und her, die ihre eigenen Ziele zu verfolgen schien.

Als nun ein paar Jahre ins Land gegangen waren, beschloss Rotkäppchen, dass sie endlich auch einmal selbst ein Buch schreiben wollte. Sie klappte also ihren Laptop auf und schrieb erst eine Inhaltsangabe, dann den Titel: „Mentalitätsgeschichtliche Betrachtungen zum Motiv des Waldspaziergangs in der abendländischen Literatur unter Berücksichtigung der Geschlechterdifferenz“. Und da stand er plötzlich vor ihr. Groß wie ein Dinosaurier, mit riesigen Zähnen und riesigen stechenden Augen: der Wolf. Den musste man nicht erst fragen, wozu er denn seine großen Zähne hat, und jetzt donnerte er: „Was machst Du da?“ Rotkäppchen geistesgegenwärtig: „Nix! Äh, gar nix!“ Der Wolf: „Lass mal sehen. Hmmm. ‚Mentalitätsgeschichtliche Betrachtungen zum Motiv des Waldspaziergangs in der abendländischen Literatur unter Berücksichtigung der Geschlechterdifferenz‘. Hmmm.

*„Waldspaziergang‘. Hmmm. ‚Unter Berücksichtigung der Geschlechterdifferenz‘. DAS ist keine Wissenschaft, das kann ich Dir gleich sagen! Ich sag Dir das zu Deinem eigenen Besten“. Rotkäppchen bekommt es inzwischen mit der Angst zu tun und versucht, sich unter Zurücklassung des Laptops langsam rückwärts zu entfernen. Dabei macht sie und sie weiß eigentlich nicht warum ständig bei jedem Schritt einen Hofknicks. Der Wolf aber lässt nicht locker: „‚Geschlechterdifferenz‘. Hmmm. Kommen denn da auch Männer vor?“ Rotkäppchen verzagt: „Ja! Viele!“ „Zeig mal her. ‚Frau Holle‘; ‚Dornröschen‘; ‚Schneewittchen‘; ‚Schneeweißchen und Rosenrot‘; ‚Allerleirauh‘; ‚Hänsel und Gretel‘. Schon Besser. ‚Märchen von einer, die auszog das Fürchten zu lernen‘. – Von EINEM muss das heißen: ‚Märchen VON EINEM, DER auszog, das Fürchten zu lernen‘. Das weiß doch jedes Kind!“. Sprachs und riss sein riesiges Wolfsmaul auf und schwupp war sie weg, rotes Käppchen, schwarze Lackschühchen, weiße Strümpfe, alles weg.*

*Rotkäppchen fing sofort an, zu lamentieren. „Oh Gottohgottogottohgott; Oh Gottohgottogottohgott. Wo bin hier nur. Ganz dunkel ist’s. Oh Gottohgottogottohgott. Wenn mich der Wolf nur wieder ausspucken würde. Ich will auch gar kein Buch schreiben. Ich will auch nicht im Wald bleiben. Ich will Raumpflegerin werden. Bittebittebittebitte. Wo bin ich hier nur? WAS bin ich hier nur?“ Doch während sie noch so jammerte, dass es einen erbarmen konnte, kam pfeifend und singend eine andere Gestalt des Weges: ein fesche Jägerin. Sie trällerte das Lied von der Jägerin aus Churpfalz, hatte ein grünes Käppi auf dem Kopf, war ansonsten Rotkäppchen wie aus dem Gesicht geschnitten und sah ein bisschen aus wie Robin Hood. Das war auch ihr Name: Robyn Greenhood (auch Grünkäppchen genannt, aber das hörte sie nicht gerne). Und da sah sie nun den Wolf und hörte aus seinem Inneren: Oh Gottohgottogott, Oh Gottohgottogott.“ Sie wusste sofort, dass hier wieder jemand in der wölfischen Magenlauge gelandet war, und wusste auch gleich, was zu tun war. Sie holte ihr Wolfstranchiermesser heraus, schnitt ihm den Bauch auf, Rotkäppchen purzelte heraus, und mit dem speziellen Faden für Wolfsbäuche hatte sie ihn auch gleich wieder zugenäht (mit Wackersteinen hielt sie sich nicht auf). Das war ein Prusten und Husten und Rotkäppchen konnte sich angesichts der gerade ausgestandenen Tortur kaum beruhigen. Tatsächlich wäre sie am liebsten gleich nach Hause gelaufen und hätte sich um eine Lehrstelle als Raumpflegerin gekümmert. Aber Robyn griff sie am Arm und sagte: „Was Du brauchst, ist eine richtige Stärkung. Wir gehen jetzt zum Großvater.“*

*Und tatsächlich: nach einem kurzen Fußweg kamen sie an eine versteckte Stelle im Wald, die Rotkäppchen vorher noch nie gesehen hatte. Dort stand eine kleine Holzhütte mit Tischen und Bänken vor der Tür und es war ein zünftiges Fest im Gange. Der Großvater stand in der Mitte und hatte gerade ein großes Fass Augustiner angezapft mit dem Ruf: „Ozapft iss!“ und aus allen Ecken kamen Leute, die Rotkäppchen kannte. Die Paradiesvogelmenschen waren da, ebenso wie die giraffen- und eselsartigen, auch von den schafsähnlichen waren ein paar schüchterne Exemplare da, allerdings die Wolfshunde waren nirgendwo zu sehen. Aber irgendwie konnte Rotkäppchen sich so gar nicht richtig freuen. Sie saß in einer Ecke und bibberte und weinte (auch weil das Kleid ruiniert war und überhaupt). Da kam der Großvater auf sie zu und sagte: „Aber Rotkäppchen, warum weinst Du denn?“ „Ach,“ sagt Rotkäppchen, „der böse Wolf hat mich gefressen und jetzt will ich fort aus diesem schönen Wald und heim zu Mama und Papa und eine Raumpflegerinnenlehre anfangen.“ Da lacht der Mann über's ganze geerbte Gesicht, er blinzelt mit seine Äuglein, die hellwach und aufmüpfig leuchten. „Ja, der Wolf,“ sagt er. „In dem war ich bestimmt schon 100 Mal drin. Aber ich weiß ja: immer, wenn der Wolf mich gefressen hat, dann kommt auch jemand und schneidet mich wieder heraus, denn Freunde und Freundinnen habe ich genug. Und wenn die nicht zur Stelle sind, dann kommt meine Hoffnung und befreit mich wieder. Und jetzt holen wir uns eine Schweinshaxe und eine halbe Bier und feiern und erzählen uns unflätige Witze über den Wolf.“*

*Und so wurde es gemacht und so überlebten sie weiter und weiter bis sie eines Tages nach einem langen Arbeitsleben in Rente gehen durften, wo sie endlich die süße Anarchie des Nichtstuns genießen konnten. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.*